

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 81 (1955)
Heft: 38

Artikel: Gastmahl bei Polykrates
Autor: Barth, Wolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-494905>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



GASTMAHL BEI POLYKRATES

Hin und wieder lädt mich Polykrates zu Gast; nicht auf seines Daches Zinnen, sondern in das Innere des Hauses, einer reizenden Villa, darin eine reizende Hausfrau, unterstützt von einer reizenden Tochter, waltet, und schon die Türe wird – wie könnte es anders sein? – von einem reizenden Dienstmädchen geöffnet. Von so viel Reiz umgeben, kann Polykrates nicht umhin, wenn die Augen des Gastes nicht trügen, ein glücklicher Mann zu sein; zudem ein Mann – und deren gibt es nicht viele – dem ich mit dem stets vorhandenen besten Willen nichts Böses nachsagen kann.

Und doch – er hat einen Fehler, den der wahrheitsliebende Chronist nicht verschweigen darf. Er überschätzt mich. Ein gewisses Maß an Ueberschätzung ist gewiß nicht von Uebel, denn was bliebe von den Menschen, wenn man sie richtig einschätzte? Und da ich mich von falscher Bescheidenheit ebenso frei weiß wie von echter, habe ich an und für sich gegen Ueberschätzung nichts einzuwenden. Hier aber geschieht des Guten zu viel. Man fühlt sich wohl im Hause des Polykrates, bei seiner und seiner Damen liebenswürdiger Aufnahme, bei seinen Hors d'œuvres, bei seinem Geflügel, bei seiner Eiscrème. Der Weißwein ist kühl bis ans Herz hinan, der Rotwein hat die Wärme des gemütlichen Zimmers, doch späte-

stens beim Himbeergeist setzt die Ueberschätzung ein. Man sagt etwas leidlich Passables, denn wenn man sein Leben mehr oder minder zwischen Bonmots von Diogenes bis Bernard Shaw verbracht hat, wäre es doch des Tristan Bernard, wenn man nicht forzeugend auch etwas Böses gebären könnte, das just im Augenblick des Gesprochenwerdens, allerdings keinen Augenblick später mehr, als Bonmot gelten dürfte.

Da aber setzt die Katastrophe ein.

«Schreib das auf, Theodora», befiehlt Polykrates. Und Theodora, das schon, aber nie oft genug erwähnte reizende Töchterchen, hat einen Block auf dem Knie, eine Rollfeder im Händchen und notiert. Man ist verwirrt, man wirft einen Blick auf Theodora – auch das kann man nie oft genug tun – einen beklommenen zweiten Blick auf den unermüdlichen Kugelschreiber, trinkt sich gegen alle alkoholfeindlichen Grundsätze aus dem ziemlich geräumigen Glas mit Himbeergeist Mut an und stammelt abermals etwas, das aufgeschrieben wird. Und mit der furchtbaren Hypothek belastet, geistreich sein zu müssen, stottert man sich zwischen schwarzem Kaffee und Himbeergeist hindurch.

War es Frau von Sévigné, die da sagte: «Ich mag die Menschen nicht, die immer geistreich sein können»? In aller Beschei-

denheit – ich mag sie auch nicht. Nicht zuletzt vielleicht darum, weil ich nicht die Ehre habe, zu ihnen zu gehören, denn die Muse der Schlagfertigkeit stand nicht an meiner Wiege, sondern bestenfalls der Dämon des Treppenwitzes. Andererseits wäre es herzlos, einen freundlichen Gastgeber wie Polykrates im Stich zu lassen. Wie aber entkommt man solchem Dilemma.

Das Problem wurde höchst aktuell, denn wieder einmal lud mich Polykrates zum Abendessen. An Lampenfieber erkrankt, saß ich daheim, wollte Bonmots aus dem Boden stampfen und auf die Manchette schreiben, doch kein Geistesblitz durchzuckte das düstere Gewölk.

Doch! Einer, ein einziger – der aber öffnete einen ganzen Himmel von Geistesblitzen. Standen nicht in Griffweite auf dem Regal die Maximen von Larocheoucauld? Unweit davon die Aphorismen Oscar Wildes? Eine italienische Enzyklopädie von sechzehntausend Anekdoten und Bonmots? Ein Bändchen Epiktet? Mein letzter Fund, eine Sammlung von Weisheiten, die Amelot de la Housaye im Jahre 1754 mit sorgfältigem Verschweigen ihrer Autoren herausgegeben hat, ohne zu bedenken, welch schlechtes Beispiel er damit seinen Nachfolgern gab? Das pessimistische Wort Larocheoucaulds findet sich in dem Buch, es sei an

dem Unglück unserer Freunde immer etwas, das uns nicht mißfällt. Oder auch die tiefe Erkenntnis, daß die Heuchelei eine Verbeugung des Lasters vor der Tugend ist – ganz gewiß keine Erkenntnis Amelot de la Houssayes, ob es mir gleich nicht gelingen will, die paternité mit Erfolg zu recherchieren.

Nun, mein Ruf war gerettet. Etliche Stunden Vertiefung in diese Schätze von Klugheit und Witz, und Theodoras Kugelschreiber sollte nichts zu lachen haben!

Bei den Hors d'Oeuvres schlug die Unterhaltung noch keinen bestimmten Weg ein. Die Literatur wurde gestreift, und «Es gibt keine guten und schlechten Bücher», meinte ich, «es gibt nur gut und schlecht geschriebene Bücher.» Daß das bei Oscar Wilde steht, erwähnte ich nicht; man soll die Menschen nicht enttäuschen, die einem Vertrauen schenken. Als eine nicht unbedingt glaubhafte Nachricht aus der Zeitung diskutiert wurde, half mir Kant: «Man muß nicht alles glauben, was die Leute sagen, aber auch nicht glauben, daß sie es ohne Grund sagen.»

Der Truthahn wurde serviert, und da ich mein Pulver bei weitem noch nicht verschossen hatte, durfte ich mir ihn schmecken lassen.

«Sie sind doch ein glücklicher Mensch», sagte Polykrates, selber seit Jahrtausenden ein Symbol des Glücks, «Ihnen fällt immer ein kluges Wort ein.»

Diesmal war es Larochevoucauld, der mir das kluge Wort eingab: «Man ist niemals so glücklich oder so unglücklich, wie man sich einbildet.»

Theodora hatte den Block neben ihrem Teller und kam kaum zum Essen, so gut hatte ich mich präpariert. Von einem Politiker, der seinen Standort gewechselt hatte und darum beim Dessert als charakterlos bezeichnet wurde, erklärte ich kühn: «Charakter haben, heißt, das tun, wovon die andern erwartet haben, daß man es tun werde.» Wo ich das herhatte, war mir über dem zweiten Glas Burgunder bereits entfallen. Was es heiße, weise zu leben, war das Problem, das beim schwarzen Kaffee aufgeworfen wurde. «Ganz einfach», fand ich mit Hilfe des alten Epiktet, «Sie müssen sich nur fragen, was Sokrates an Ihrer Stelle getan hätte.» Allerdings setzte ich rasch und abermals mit Hilfe Larochevoucaulds fort, daß es leichter sei, ändern mit Weisheit zu dienen als sich selber.

Polykrates war zufrieden, die arme Theodora schrieb, daß ihr die Finger knacksten, die Hausfrau schenkte mir, Antialkoholiker mit Unterbrechungen, den Himbeergeist ein. Man sprach vom gesellschaftlichen Leben, und um Oscar Wilde nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, meinte ich: «Zur guten Gesell-

schaft zu gehören, ist nur langweilig; davon ausgeschlossen zu sein, aber einfach eine Tragödie.»

Noch war nicht von der Liebe gesprochen worden, und wir hielten doch schon beim zweiten Himbeergeist! Und gerade auf Liebe hatte ich mich besonders gut vorbereitet. Mit geringer Mühe brachte ich die Unterhaltung in das richtige Geleise und durfte improvisieren, was der Prinz de Ligne zu diesem Thema geäußert hatte: «Nur der Anfang ist in der Liebe reizvoll. Kein Wunder, daß es Spaß macht, recht oft anzufangen.» Polykrates hatte Freude an dieser Männerweisheit, die Damen dürften nur aus Höflichkeit gelacht haben. Doch nun hatte ich mich einmal als Zyniker etabliert und mußte hinzufügen, was Seneca mir soufflierte: «Selten nur gewähren die Götter dem Mann, zu lieben und dabei klug zu bleiben.» Und, gewissermaßen als Zugabe, servierte ich Fontenelles Summe der Erfahrungen eines hundertjährigen Philosophenlebens: «Eine schöne Frau ist das Paradies für die Augen, das Fegefeuer für die Seele und die Hölle für die Brieftasche.»

* * *

Das Glas war leer, Theodoras Block war voll, die Mitternacht zog näher schon – das wagte ich nicht ohne Quellenangabe zu zitieren. Und so nahm ich Abschied von dem gastfreundlichen Haus, obgleich mein Vorrat an Geist bei weitem nicht erschöpft war. Rasch ließ ich noch, im Hinblick darauf, daß Polykrates kein ganz unbemittelter Mann zu sein scheint, tröstend Oscar Wildes Wort fallen: «Als ich jung war, glaubte ich, Geld sei das Wichtigste; jetzt, da ich alt bin, weiß

ich, daß es das Wichtigste ist.» Und die Aufforderung mich bald wieder sehen zu lassen, erwiderte ich mit der Einsicht der Marquise Du Deffand: «Auf den Wegen der Freundschaft soll man kein Gras wachsen lassen.»

Daheim aber fiel mir schwer lastend der Ring auf die Seele, der Ring des Polykrates, der der Götter Gunst sichtlich in übergroßer Fülle erfahren hatte. Doch nicht jener «Ring des Polykrates», von dem Schiller singt, war es, der mir in den bedrängten Sinn kam, sondern ein gleichnamiger charmanter Einakter, der um die Jahrhundertwende im Wiener Burgtheater gern als *levée de rideau* gegeben wurde. Da kommt ein Mann zum ersten Mal in das Haus seines jungverheirateten Freundes, der sichtlich im Glück schwimmt. Der Gast zitiert Schiller und warnt. Eduard, so mag der junge Ehemann geheißt haben, müsse ein Opfer bringen. Wie wäre es, zum Beispiel, mit einem kleinen ehelichen Krach? Schweren Herzens entschließt sich Eduard dazu. Was aber ist der Erfolg? Seine Frau fällt ihm um den Hals. Sie habe gefürchtet, er könne überhaupt nicht anders als flöten und säuseln, und nun erst habe er gezeigt, daß er ein richtiger Mann sei. Und so geht es mit sämtlichen Opfern, die Eduard, ganz wie der alte Polykrates, bringen will. Da faßt er einen großen Entschluß. Zu dem Gast, dem es beständig vor der Götter Neide graut, sagt er:

«Ich sehe ein, daß ich ein Opfer bringen muß. Nun, da alles andere fehlgeschlagen ist, bleibt mir nichts übrig – du sollst mein Ring des Polykrates sein.»

«Ich? Wieso?» fragt der Freund mit aufgerissenen Augen.

«Ja, dich bringe ich zum Opfer. Kann ich mehr opfern als einen so guten, so teilnahmervollen Freund? Dort ist die Türe!» Also spricht Eduard.

Doch ich werde mich wohl hüten, meinem Polykrates diese Geschichte zu erzählen
N. O. Scarpi



Der eine hasst die Jazzmusik,
der andre liebt sie sehr;
doch ungeteilt die Meinung ist
beim Rauchen einer FAIR.

Die vollkommene
AMERICAN BLEND

FR.1.10

Zu unserem Titelbild:

Frankreich-Schweiz

Import aus Frankreich 1954: 701 Mio SFr.
7 Monate 1955: 487 Mio SFr.

Export nach Frankreich 1954: 395 Mio SFr.
7 Monate 1955: 231 Mio SFr.

Taxfreie schweiz. Liberalisierung
gegenüber Frankreich: ca. 90 %

Taxfreie franz. Liberalisierung
gegenüber der Schweiz: ca. 7 %

Normale Dauer der Erwirkung von Einfuhr-
lizenzen für kontingentierte Produkte:

In der Schweiz: 24 Stunden
In Frankreich: 2-8 Monate

Seit 1950 an Frankreich erteilte schweizerische
Staats- und Bankenkredite über eine Milliarde
Schweizer Franken.